Helle Nebelnacht

Autor(en): **Hiltbrunner, Hermann**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **22 (1932)**

Heft 47

PDF erstellt am: **22.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-648452

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 47
XXII. Jahrgang
1932

Bern,
19. November
1932

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst. — Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern.

Helle Nebelnacht.

Von Hermann Hiltbrunner.

Die Nacht ist kühl, doch voll von Licht,
Das Nebel filtern — und es tropft
Durch ihren Schleier grau und dicht . . .
Ich wache auf — hat es geklopft?

Ich stehe auf. Weiß liegt der See:
Durch weiche Nebel sickert Licht
Des Mondes, und wohin ich seh':
Geheimnisvolles Dämmerlicht . . .

Aus Nebellicht und Silbernacht
Kommst her du über Berg und See,
Und meine Hände tasten sacht
Nach deines Leibes weißem Schnee.

Der Mutter Lied.

Erzählt von H. Keller.

1

„Vreneli, am Sonntag ist erster Advent; wir müssen Walters Zimmer bereit machen."

„Ja, Frau Pfarrer, ich weiß es, die Zeit ist da", entgegnet leise seufzend die weißhaarige Magd, die noch als junges Mädchen in Frau Pfarrer Golders Elternhaus gedient und ihrer jungen Herrin dann vor fast dreißig Jahren in ihren jungen Haushalt folgte.

Draußen vor den Fenstern schleicht eine kalte, dunkle Novembernacht vorbei, und der Wind stöhnt durch die dürren Bäume und rüttelt an den Fensterläden. Doch drinnen im Wohnzimmer des Pfarrhauses ist es warm und heimelig. Die alte Magd deckt den Tisch zum Nachtessen, währenddem ihre Herrin in ihrer Sofaecke emsig strickt.

Nein, eigentlich arbeitet sie seit ihren letzten Worten nicht mehr. Die sonst so fleißigen Hände ruhen zusammengepreßt in ihrem Schoß, und die gütigen, klaren Augen suchen in unbekannter Ferne ihren Sohn, dem sie schon manche Adventszeit das Zimmer rüstete, immer vergebens, ach, denn bisher hatte keine noch so sehnsüchtige mütterliche Liebe ihn nach Hause zu ziehen vermocht.

Ihr Gesicht ist fein und schmal; großes Herzeleid hat viele feine Falten darein gegraben und das volle, einst dunkelblonde Haar vorzeitig silbergrau gefärbt.

Vor dreißig Jahren folgte sie voll tiefen Glückes ihrem geliebten Manne in das niedere Pfarrhaus im kleinen Bergdörflein, aus dem großen, fröhlichen Kaufmannshause ihrer Eltern in der Stadt. Bald rückten zwei gesunde Kinder an, die das Sonnenglück dort oben noch vergrößerten und aus der immer fröhlichen und um alle Gemeindeglieder besorgten Pfarrfrau eine heitere, nimmermüde Mutter machten.

Was ist von diesem Familienglück zurückgeblieben, jetzt in dem schon viele Jahre lang bewohnten großen Pfarrhaus im schönen Dorfe unten? Ein innerlich müder, alter Mann mit seinen noch nicht ganz sechzig Jahren, der seiner Gemeinde von froher Hoffnung und Zuversicht predigen soll und selbst so oft nicht mehr daran glauben kann, und eine arme Mutter voll heißer Sehnsucht nach ihren verlorenen Kindern. Denn verloren hat sie beide: die feine, zierliche Tochter als junge Arztfrau vor drei Jahren durch den Tod, als sie dem ersten Kindlein das Leben geben wollte. Und den Sohn, den schlanken, intelligenten Walter, der vom Vater den harten Kopf geerbt, den hat sie auch verloren. Er hat Kummer und Schande über das Elternhaus gebracht und irrt draußen in der Welt als verlorener Sohn umher.

Der Vater zwang ihn zum Studium; er wollte erst auch einen Theologen aus ihm machen, um so die Familientradition fortzusetzen. Walter wehrte sich aus allen Kräften dagegen, denn er wollte unbedingt Mechaniker werden. Nur nicht weiter studieren! Schon das Gymnasium war ihm zuwider gewesen. Doch des Vaters harter Kopf erzwang das Studium, zwar brachte er den Sohn um keinen Preis zur Theologie, dafür endlich mit Drohungen und Bitten zur Medizin. Die Mutter, die vermitteln wollte, hatte eine schwere Zeit. Wenn es nach ihr gegangen wäre, dann hätte Walter seinem Wunsche folgen und den von ihm ersehnten Beruf ergreifen dürfen. Doch der Vater gab auch ihren Vorstellungen und Bitten nicht nach, und so konnte sie nicht helfen.

In der ersten Zeit, als Walter die Universität in der nahen Stadt bezogen hatte und im großmütterlichen Hause wohnte, schien alles besser zu gehen, als man nach dem Vorangegangenen hoffen durfte. Wenn auch nicht mit Freude, so studierte er doch mit ziemlichem Fleiße. Allerdings ging ihm mit seinem guten Kopf und seiner leichten Auffassungsgabe alles mühelos. Dann folgten die Semester